

# Die Neue Welt

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

1897

Nr. 6

## Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Es ist ja kein Zweifel mehr, sie muß sterben! Das Unvermeidliche, das mich erschauern läßt, mir jede Regung betäubt — das große Räthsel, das Mysterium!

Plötzlich dämmert es in mir auf, Alles drängt und ballt sich zusammen zu der einen Frage: „Was nun? Was nach dem Tode?“

In mir beginnt es zu wühlen und zu hämmern. Ich denke nicht mehr daran, daß sie sterben muß, sondern nur an das: „Was nun?“ Mit dem ganzen Wissensdrange eines Dreizehnjährigen stürze ich mich darauf. „Was nun?“

Ich denke und denke! Ich hatte einstmal an Gott und Unsterblichkeit geglaubt, ja ich hatte sogar gebetet. Das that ich schon längst nicht mehr.

Ich denke und denke — keine Antwort! Nur ein unbestimmbares, unbestimmtes, dunkles Etwas! Eine schwarze Thüröffnung, ein grinsendes Nichts!

Immer langsamer, immer schwerer tropfen die Sekunden, eine bleierne Müdigkeit legt sich wie ein Mantel über mich, als ob sie mich erdrücken wolle.

Dennoch scheinen alle meine Sinne sich verschärft zu haben. Trotz der mangelhaften Beleuchtung sehe ich jede Fuge, jeden Stein drüben am Hause. Ich höre jedes Geräusch, jedes Wort, welches die Arbeiter drunten sprechen. Ich versuche an etwas

Anderes zu denken — an Lies — an Nejos — an Brehm, und doch drängt sich Alles zu dem einen Punkte zusammen: drüben nach dem erleuchteten Fenster! Schatten huschen an der Gardine vorüber,

blitzschnell, und doch verfolge ich jede ihrer Bewegungen. Das ist Mutter, sie hat eine Medizinflasche in der Hand, das der Arzt, das die Wärterin:

ich erkenne es an der Haube.

Plötzlich sehe ich keinen Schatten mehr — es wird auch etwas dunkler drüben im Zimmer, man hat wohl die Lampe niedergeschraubt. Nach einer Weile steigt unten der alte Herr wieder in den Wagen und oben werden die Fenster der Krankenstube geöffnet.

Im Augenblick ist die Spannung von mir genommen, die Müdigkeit verläßt mich, ich athme auf — es ist vorüber.

Und im Augenblick beginnen meine Gedanken von Neuem zu spielen, eilen zu den Asphaltarbeitern, drüben zu dem Bäckerladen, der eben geöffnet wird, zu den verschlafenen Mägden und Milchleuten. Langsam klärt es sich schon im Osten, wohl erst in einer Stunde kann die Sonne aufgehen, aber dennoch ist schon ganz hell, nur weiß man nicht, wo dieses Licht herkommt, ob von oben oder von der Erde.

Man sieht nirgends Schatten, und Alles ist aufs Schärfste begrenzt. Die Luft scheint weißlich, und ein Streifen einzelner kleiner Wölken zieht sich über den Himmel, als ob ein Maler seinen Pinsel

ausgespritzt hätte. Alles hat noch einen so verschlafenen Ausdruck; trotzdem sehen die Straßen so blank und frisch aus. Irgendwo kräht ein Hahn. Mich fröstelt. Meine Augenlider scheinen geschwollen, sie brücken und brennen.

Als ich mich umwende, sehe ich, daß außer uns Niemand mehr im Lokal. Man hat das Licht ausgemacht, die Stühle auf die Tische gestellt, so daß ein Wirrwarr von Weinen emporragt, Alles ekelhaft, grau und nüchtern.

Am Büffet stehen zwei Kellner, die uns mißtrauisch beobachten.

„Du, Papa, wir wollen aber doch gehen?“

Vater fährt zerstreut auf.

„Ach so, ja — Fritz, zahlen!“

Dann nimmt mich Vater bei der Hand und geht mit mir hinüber.

Im Hausflur stehen tuschelnde Dienstmoten und ein Kutscher in Stiefeln mit gelben Stulpen, Lederhosen, seidener Weste und Hemdsärmeln. Die Gasbeleuchtung kämpft mit dem kalten Tageslicht, das durch alle Ritzen und Fugen bringt. Man hört vom Hof her das Poltern von Pferden, die im Stall gegen die Barrieren schlagen.

Vater geht langsam die Treppe hinauf, trotzdem bleibt er oben stehen, gerade als ob er außer Athem wäre und nur mühsam Luft bekäme. Wohl erst nach einer Minute klopf er — leise und zaghaft — als ob er nicht wünsche, daß man es bemerke.

Das Dienstmädchen öffnet wortlos, nur mit einem stummen Kopfnicken. Man wagt nicht fest aufzutreten, kaum sich zu bewegen, aus Furcht, man könnte Die da drin wecken. Man hört leise schlürfende Schritte, wohl auch schluchzende, gurgelnde Laute, ohne daß man weiß, wo sie herkommen. Jedes Geräusch scheint zu erstarren und in der Luft stehen zu bleiben.

Wir treten in das Zimmer. Grau bricht das Tageslicht durch die Scheiben und überzieht Alles mit einem Staubschleier. Nichts regt sich, nur unser eigener Athem ist hörbar und ein ganz leises Knistern und Knacken.

All diese feinen Sachen und Säckelchen machen in tagesheller Nüchternheit einen so trivialen Eindruck, und jetzt sieht man erst, daß Jedes an sich häßlich, Alles im Gesamteindruck aber zusammengeknüpft, kalt und ungemüthlich.

Vater steht wie festgenagelt, nicht einen Fuß setzt er vor- noch rückwärts. Wenn ich nicht irre, weint er — oder ich kann mich wohl auch täuschen. Ich verspüre Hunger und Müdigkeit, meine Stimmung ist weder lustig noch traurig. Verloren habe ich nichts mit der Todten, die ich ja nie gekannt habe, und das Allgemeinmenschliche des Sterbens hat mich nur augenblicklich ergriffen, ohne eine nachhaltige Wirkung auf mein Gemüth auszuüben.

Jetzt kommt ein junger, fünfundsanzigjähriger

Mensch herein. Er hat ein vornehmes, frisches Gesicht, kleine gerade Nase, hohe Stirn, grane, gutmüthige Augen und schwarzen, sippigen Schnurrbart. Seine Kleidung ist so tabellos, als ob er eben zu einer Gesellschaft gehen wollte.

Er sieht uns Beide ernst und erstaunt an, geht dann auf Vater zu und reicht ihm schweigend die Hand, die mein Vater herzlich drückt.

„Ewald —“ Vater bleibt das Wort in der Kehle stecken, denn plötzlich wirft sich der junge Mensch über einen Polsterstuhl, beißt in die Kissen und beginnt zu schluchzen, zu weinen, zu jammern, wie ein Kind.

Ich habe nie mehr auch nur einen ähnlichen Schmerzensausbruch gesehen, nie mehr einen Menschen, der sich mit solch einer hingebenden Wollust dem Weinen überließ.

Vater tritt zu ihm und versucht ihn zu trösten, nicht mit Worten, nein, er streicht ihm nur leise über das Haar, als ob er sagen wollte: „Armer Junge, armer Junge!“

Ich stehe am Schreibtisch und bewundere eingehend all die Säckelchen, die da stehen, liegen, hängen: Kleine Vasen, Püppchen, Figuren, Kalender, Photographien, Porzellanhunde, Perlmuttschälchen, Notizbücher, Falzbeine, Aschbecher, chinesische Bronzen.

Endlich steht Ewald auf. Er scheint vollkommen gebrochen, erdrückt vom Schmerz, der auf ihm lastet, aber dennoch vergißt er nicht, sich mit einer raschen Bewegung die Hosen abzustauben.

„Onkel — ich werde Papa rufen, entschuldige einen Augenblick! Er war so abgepannt, daß ich darauf gedrungen habe, er solle sich ein wenig hinlegen.“ Und schon ist er aus der Thür.

„Hermann!“

„Annen!“

Da haben wir sie ja, die kleine feiste Frau. Ach, ihre Augen sind ganz verschwollen vom Weinen, und ihre Stirn glänzt noch mehr wie sonst. Sie geht auf Vater zu, bleibt einen Schritt vor ihm stehen und sieht ihn besorgt und ängstlich an. Sie scheint eingehend seine Züge zu studiren, und etwas an dem gerötheten zerfurchten Gesicht scheint ihr neu und fremd vorzukommen.

„Hermann, fehlt Dir etwas? Bist Du vielleicht nicht ganz wohl?“

„Nichts, nichts, mein Kind! Ich habe nur ein wenig Kopfschmerzen!“

„Na, das wird sich ja geben,“ meint Mama und sieht trotzdem Vater immer noch so ängstlich von der Seite an.

„Wie ist sie denn gestorben?“

„Ach — ganz ruhig — schwächer und schwächer — und dann wurde ihr kalt — und dann plötzlich — ä — wie solch kleines Kind, und da legt sie sich auf die Seite — so lieb — ist sie — gewesen — so freundlich — so gut — wie sie sich — noch zuletzt — —.“ Es schien Mutter offenbar sehr schmerzlich, und doch trieb es sie dazu,

es ganz genau zu erzählen, aber ohne von Vater dabei auch nur einen Blick zu verwenden.

„Hermann, fehlt Dir auch wirklich nichts?“

„Nein, nein, nur ein wenig Kopfschmerzen!“

Schlürfende Schritte nähern sich der Thür. Im Augenblick schweigen meine Eltern und sehen sich betroffen an. Jene Bangigkeit legt sich wieder auf mich.

Der Aristokrat im blauen, rothseiden gefütterten Schlafrock — die eine Ecke hatte sich unten etwas umgeschlagen — mit hängender Kordel, ledergepreßten Morgenschuhen; der Scheitel ist mit einer bewunderungswürdigen Affuratesse gezogen, und die Haare an den Schläfen hinter die Ohren gebürstet. Der Schnurrbart starrt empor; der Aristokrat ist etwas blaß und übernächtigt, vielleicht hat er auch geweint. Er hat aber jetzt den Ausdruck eines Mannes, der sich darein ergeben hat und sein Geschick mit Anstand und Würde erträgt. Anders sein Sohn, der ihm folgt. Hat er auch viel von den Eigenschaften seines Vaters geerbt, so doch nicht jene kalte, unnahbare Bornehmheit. Der Schmerz hat sein Antlitz zerwühlt, und so sehr er auch gegen ihn anzukämpfen versucht, rinnen ihm doch fortwährend Thränen über die Wangen und hängen sich an die Spitzen seines Schnurrbartes.

Er hatte ja seine Mutter von jeher mehr geliebt als seinen Vater, denn sie war trotz geistiger Unbedeutendheit doch gemüthvoll und weich gewesen und ähnelte hierin vollkommen dem Sohn. Der war ja auch keine Leuchte der Wissenschaft, sondern nur ein gutmüthiger, etwas beschränkter Mensch, mit einem Wort ein braver Kerl!

Der Aristokrat bleibt stehen und mustert Vater mit einem gleichgültigen Blick. Vater wird roth wie ein Krebs, die Adern der Stirn treten wieder prall und blau hervor. Mutter klammert sich an ihn und flüstert ihm leise etwas zu.

Jetzt geht Vater auf den Aristokraten ernst und ruhig zu und streckt ihm die Hand entgegen, wortlos, ohne jede Phrasen, wie es unter Männern sein muß. Jener mustert ihn noch einmal, diesmal etwas mißtrauisch und ängstlich und legt dann seine Hände auf den Rücken, als ob er die Bewegung ganz übersähe.

„Sie wünschen?“ schnarrt er in blechernem, rasselndem Ton.

Vater fährt zurück und wird verwirrt. Auf eine derartige Anrede hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Er will etwas sagen, stottert aber nur: „Ich — wollte —“

Er wußte nicht, sollte er nun „Dir“ oder „Ihnen“ sagen?

Die Anderen stehen wie versteinert. Mama weint, Ewald kaut an den Nägeln.

„Ich wollte — ich komme, um zu — ich — ich —“

„Ich begreife nicht, was Sie hier wünschen,“ schreit der Aristokrat. „Glauben Sie vielleicht, mit meinem gerechten Schmerze spekuliren zu dürfen? Das gesellschaftliche Tisch Tuch“ — er sprach dieses Wort affektirt, stolz, diesen guten Ausdruck gefunden zu haben — „ist zwischen uns zerrissen, und ich für mein Theil fühle mich nicht verpflichtet, es wieder —“

„Papa —“, unterbrach ihn Ewald.

„Schweig! — Ja, und glauben Sie, daß man zugefügte Beleidigungen —“

„Nein — ich bin kein kleiner Junge, ich will nicht schweigen. — Bei meiner todtten Mutter —“

Der Aristokrat und sein Sohn stehen sich gegenüber wie zwei fauchende Kater.

Da braust mein Vater los —

Er brauche sie nicht, und wenn er wie ein Hund im Müllstein verreckten solle — und er brauche sie nicht — er sei sein Lebtag ein ehrlicher Mensch gewesen, ihm könne man nichts Schlechtes nachsagen; dafür, daß er Gannern in die Hände gefallen sei, könne er nichts! Amosen wolle er nicht haben und Mitleid lasse er sich auch nicht schenken. Er solle ja nicht glauben, daß er deswegen gekommen sei; er wäre aus Mitgefühl gekommen, da aber Jener jegliches Gefühl verleugne, habe er seinen Grund, Beleid zu zeigen. Mit Gottes Hilfe würde er auch ohne ihn auskommen; es wäre ja

so lange ohne sie gegangen, und wenn er nicht bedächte, daß drin die Leiche läge, würde er noch ganz etwas Anderes sagen.

Und er geht ganz dicht an den Aristokraten heran, der schon zurückweicht.

„Du-u-u-u“ — er sucht nach einem Ausdruck — „Lump!!!!“ brüllt er hervor und in dieses eine Wort legt er die ganze Verachtung, die er gegen alle kokottenhafte, patzschulidustende Hohlheit in sich trägt. Dieses Wort gleicht einem kurzen, mit aller Kraft geführten Dolchstoß.

„Verlassen Sie sofort mein Haus!“ kreischt der Aristokrat in der höchsten Füstelage seiner Stimme.

„Papa —“, wirft sich Ewald dazwischen, „bedenke doch — meine arme todtte —“

„Aber Karl,“ schluchzt meine Mutter.

„Schweig! Soll ich mich in meinem eigenen Hause beleidigen lassen?“

„Nein, nein, ich gehe schon — ich — will — nicht — mehr — auch — nur“, vor Jörn scheint Papa zu ersticken — die Augen treten aus ihren Höhlen, er ist puterroth, so daß man fürchtet, jeden Augenblick müsse ihm das Blut irgendwo hervorspringen.

„Aber das sage ich — wenn nicht Die drin läge, die viel besser war, wie der — der — der — sie je verdient hat —“ wieder vollendet er den Satz nicht. „Nein, nein, ich gehe schon —“

„Hermann! Ich bitte Dich! Du weißt, wie Dir das schaden kann! Nein — wie kannst Du aber nur —?“ jammert Mutter. — „Du bist doch hier in einem Trauerhause!“

Plötzlich wendet Papa sich um und eilt aus dem Zimmer. Man hört draußen die Thür zuschlagen.

Diese Wendung kam uns so unerwartet, daß wir Alle wohl eine Minute betroffen schwiegen.

Mama aber, welche Angst hatte, daß Papa im Jörn sich irgend etwas anthun könnte, überfah sofort die Bedenklichkeit der Lage, und daß sie jetzt Vater um keinen Preis allein lassen dürfte, ergriff meine Hand und stürmte, ohne nur ein Wort des Abschieds zu sagen, so schnell sie ihre kurzen Beine tragen konnten, aus dem Zimmer, die Treppe hinab.

„Lauf mal, ob Du Papa noch einholst, und sag ihm, er möchte warten!“

Und ich rannte, als ob der Teufel und die wilde Jagd hinter mir wären. Alle Leute sahen sich erstaunt nach mir um, und zwei Bäckergejellen zeigten nicht übel Lust, mir nachzulaufen. Richtig! Da vorn geht er!

„Papa! Papa!“

Der Herr sieht sich erstaunt um. Nein, er ist es doch nicht — aber der da vorn. Ich laufe, daß ich fast auf die Nase falle.

„Papa! Papa!“

Er scheint nicht zu hören. Er macht große Schritte und tastirt mit den Händen.

„Papa! Papa!“

Er dreht sich um.

„Warte doch, Mama kommt ja auch gleich!“

Nichtig, da hinten kam sie auch schon. Sie hatte ihre Lippen aufeinander gebissen, der Schweiß stand ihr in dicken Perlen auf der Stirn. So schnell wie es ihr nur irgend möglich — sie ist etwas schwerfällig — bewegte sie sich vorwärts.

Als sie uns erreicht hatte, schlug Papa die Augen nieder, wie ein Schulschüler, der eine Rüge vom Lehrer erwartet.

Sein Benehmen von vorhin that ihm jetzt leid. Er sah ein, daß er in seinem Jörn wohl zu weit gegangen war, und erwartete nun, mit Vorwürfen von seiner Frau überschüttet zu werden. Er hätte sich wieder einmal so recht gehen lassen, seinem Unmuth gegen diese Lumpenwelt Luft gemacht. Er war wieder einmal der Unfeine gewesen. Der Andere war wenigstens immer noch in den Grenzen des Anstandes geblieben, aber er —

Mutter sagte kein Wort, sondern fuhr nur fort, Vater ängstlich von der Seite anzusehen, zeitweise ihn fragend, ob ihm auch nichts fehle, oder ihn bittend, er möchte nicht so schnell gehen, es wäre ja unmöglich, mitzukommen.

Papa ging dann einige Schritte langsam, ver-

fiel aber gleich wieder in ein hastigeres Tempo. Es war, als ob ihn seine Gedanken trieben.

Mama stöhnte und schwigte. —

Ein herrlicher Morgen, Alles so munter und frisch! Maurer mit alten Soldatenmützen und Drillichjacken gehen zum Bau, pfeifen und lachen. Die Schwalben jagen dicht über dem Asphalt dahin. Auf den thaublühenden, grünen Rasenflächen einer öffentlichen Anlage laufen die Staare, in den Linden zanken sich die Spaziergänger. Langsam füllen sich die Straßen. Das Klingeln der Pferdebahnen tönt nachhallend scharf und deutlich, ohne sich mit anderen Geräuschen zu vermischen; hier und dort öffnet sich schon ein Laden. Barfüßige, mehلبestaubte Bäckerburschen schieben Handwagen voll brauner, knusperiger Brote; Asphaltarbeiter räumen ihr Handwerkszeug zusammen; der Sonnenschein lagert sich breit auf dem Pflaster, beleuchtet scharf die Gesimse der Häuser, hebt sie gegen den noch ungetrübbten Himmel ab, zeichnet jedes Schnörkelschen, jede Linie der Säulenköpfe, Karyatiden und Arabesken.

Und trotzdem wird mir so ängstlich zu Muth. Die Luft scheint mir unerträglich schwül. Ich versuche an irgend etwas fest und bestimmt zu denken, es gelingt mir nicht. — Da fällt mir durch eine merkwürdige Ideenverbindung ein Vers ein, den ich einmal leghin gelesen hatte, und sofort paßt er sich meinen Schritten an. Ich muß ihn hersagen, ein — zwei — zehn — zwanzigmal — ich muß — er geht mir fortwährend im Kopf herum. Ich bin nicht fähig, irgend etwas zu bemerken, an irgend ein Ereigniß der letzten Stunden zu denken. Immer wieder dieser Vers! — Alles bewegt sich nach demselben Rhythmus. Die Pferde traben darnach, die Maurer pfeifen ihn, die Spaziergänger piepen ihn von den Dächern, unsere Schritte klirren auf dem Pflaster. Soviel ich mich mühe, ihn loszuwerden, er verfolgt mich wie mein Schatten.

„Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,  
Erlöschen sind unsere Sterne.  
O Island, du eisiger Fels im Meer,  
Steig' auf aus nächtiger Ferne!“ —

Als wir zu Haus angekommen waren, ging ich in mein Zimmer, warf mich angekleidet auf mein Bett und schlief ein — schlief — wie ein Todter — vollkommen traumlos, in dumpfer Betäubung. Ich mochte ziemlich lange so dagelegen haben, als mich Jemand an der Schulter rüttelte, ich sollte aufstehen.

„Was ist denn los, Louise?“

„Ach, lauf doch 'mal schnell zum Arzt!“

„Was ist denn?! Was ist denn?!“

„Ach, der Herr liegt zu Bette und kann nicht aufstehen! Ganz puterroth ist er — und lauter Unsinn redt er — Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! Lauter Unsinn redt er!“

Ich schnelle hoch wie ein Gummiball und starre Louise an. Eine Todesangst packt mich — ein Schlaganfall!!! — Das ist ein Schlaganfall!!! — Nein, nein, nein, — das ist nicht möglich — das ist nicht wahr —

„Nu jeh' doch man schon!“ sagt Louise ganz ruhig, „det is janich so leicht zu nehmen, Georg!“

Ich stürze in Papas Zimmer. Schon draußen höre ich ein Nöckeln oder richtiger, ein Schnarchen, einen unmodulirten Kehlant.

Papa liegt ruhig da, puterroth im Gesicht. Schläff hängt der rechte Mundwinkel, das rechte Auge ist fast geschlossen, die Lider dick und geschwollen. Er sieht mich erstaunt an, giebt aber durch nichts zu verstehen, daß er mich erkennt. Seine Gedanken sind verwirrt.

„Zweihundfünfzig Ruben — spiel den jüngsten — aber so spielen Sie ihn doch aus — Deutschland — solch Lump — solche — he — he — fünfzigtausend Mark. — Anna! — Wo ist meine Frau?“ kreischt er plötzlich auf, so daß ich entsetzt aus dem Zimmer laufe.

Wie ich zum Arzt kam, weiß ich heutigen Tags noch nicht. Die Angst hatte mir die Besinnung geraubt. Ich war mir nicht mehr klar über das, was ich that, aber ich that unwillkürlich das Richtige.

Jene schrecklichen Tage, wo außer der Krankheit noch die Noth und der Hunger bei uns zu Gast

waren, haben sich in meinem Gedächtniß verschleiert, und nur Träume können diesen Schleier lüften. Träume, die mir die Stehle zuschnüren, die mich erschauern, anschnüren lassen, so daß ich emporsahre, die Augen aufreißte, ins Dunkel starre, ohne daß es mir zum Bewußtsein kommt, was ich geträumt habe. Unklare Erinnerungen, die wie das schwarze, endlose Nichts mich bedrängten.

Es war ein Schlaganfall, ein böser Schlaganfall! Nur langsam und schwer stellten sich die Sprache, die Gedanken wieder ein, nur langsam hoben sich die Gesichtsmuskeln. Nach Wochen durfte er aufstehen und noch beinahe ein halbes Jahr schleppte er beim Gehen den rechten Fuß nach, hielt den Arm angezogen, die Hand nach unten gerichtet, unbehilflicher wie ein kleines Kind. Er war nicht wiederzuerkennen, wie gebrochen. Um zwanzig Jahre war er plötzlich gealtert. Es war sein Schicksal! Der Arzt meinte zwar, es könne zehn, zwanzig, dreißig Jahre noch dauern, die Anfälle würden in immer größeren Zeiträumen immer schwächer wiederkehren.

Er glich einem Baum, den der Förster Tod gezeichnet, daß er ihn bald fällen wollte.

Es war zu traurig anzusehen, wie dieser kranke Mensch sich mühte und quälte, wie er fieberhaft erregt umherlief, um zu verdienen. Sein Gedächtniß, seine Redergabe ließ ihn im Stich; plötzlich mitten im Satz, fehlte ihm ein Wort, und es war ihm unmöglich, sich darauf zu besinnen.

Er durfte nichts trinken, kein Bier, keinen Wein, keinen Thee oder Kaffee, in keine Lokale gehen, und das war doch unbedingt für seinen Erwerb notwendig.

Es war traurig mit anzusehen, wie er sich mühte, wie er noch immer hoffte und glaubte, wie ein Kind. Ich habe ihn im Lebenskampfe wohl matt, krank, todtmüde, aber nie entnervt gesehen. Immer hatte er irgend Etwas in Aussicht, was unter allen Umständen werden müsse, und niemals gelang ihm Etwas. Er hoffte stets, klagte nie.

Wie Mutter ihn die Jahre hindurch pflegte, mit welcher Hingebung, mit welcher Opferfreudigkeit! Ja, so kann nur ein Weib handeln! Es liegt in der Eigenart des weiblichen Charakters, Liebe zu spenden, in der des männlichen, sie für selbstverständlich hinzunehmen. Das Weib ist stets Mäthyrerin; sie hat kein eigenes Leben, sie lebt für Andere.

Von der Beerbigung meiner Tante hörte ich, daß der Aristokrat sich sehr würdig benommen habe, wie ein Mensch, der bei Gott Rath und Hilfe gefunden und in fester Zuversicht für alle Sorgen, Klümmernisse und Schmerzen des Erdenganges einer schönen Vergeltung entgegenzähle; während sein Sohn schrie, jammerte und winselte, daß man es fünf Minuten weit hören konnte, und der durchaus irrigen Ansicht huldigte, daß es seine Pflicht sei, in die Grube hineinzuspringen und sich mit der Mutter zusammen verschütten zu lassen.

Besonders fiel auch eine schöne, stattliche, in Schwarz gekleidete Dame auf. Niemand wußte mit Bestimmtheit, wer sie wäre und wie sie hieße, und den Einzigen, der hierüber der Neugier hätte Aufschluß geben können, den wagte man nicht darnach zu befragen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Blick ins Zuchthaus.

Von Detlev Roberty.

Es war in der That nur ein Blick, nur ein kurzer, flüchtiger Blick, den ich zu Beginn des letzten Frühjahrs in eine derartige Anstalt, Zuchthaus geheißten, zu thun in der Lage war, und doch war er lang genug, als daß ich jemals die ergreifenden Bilder menschlichen Elends vergessen könnte, die sich dort meinem Auge boten.

Ich befand mich — um ganz genau zu sein, es war im April 1896 — auf der Reise nach dem Heimathsort meines Vaters, und mein Hauptzweck war die Ordnung gewisser unerquicklicher Familienangelegenheiten. Es ist natürlich, daß ich diese so

schnell als möglich zu erledigen suchte und den Rest meiner kurz bemessenen Zeit darauf verwannte, mir wenigstens von außen das kleine niederhessische Städtchen zu betrachten, das an der Schwalm, inmitten einer großen, fruchtbaren Ebene gelegen, durch zähes Festhalten an althergebrachter vollschönllicher Tracht und Sitten, dem Großstädter noch heute viel des Interessanten bietet. — Freilich, so manche Wahrzeichen der Vergangenheit, der einstigen Macht und Größe des Ortes, der noch im vorigen Jahrhundert als Festung eine ansehnliche Bedeutung hatte, waren auf immer hingeschwunden. Die hohen, starken Wälle, die J. einst umgaben und über die nur die Spitze des noch vorhandenen alten Kirchleins ein wenig emporrage, waren längst abgetragen worden, und nur der Graben, der seine schmutzigen, trüben Wasser der Schwalm zuführt, ist noch zum Theil erhalten. Dasselbe gilt von dem ganz alterthümlichen und schon etwas baufälligen Rathhause und dem bis 1866 kurfürstlichen, umfangreichen Schlosse, der jetzigen Strafgangenenanstalt.

Diese ein wenig näher in Augenschein zu nehmen, war mein lebhafter Wunsch, und es traf sich für mich insofern außerordentlich günstig, als vor wenigen Tagen erst ein entfernter Verwandter von mir, von K., als Zuchthausinspektor nach J. versetzt worden war. Diesen suchte ich zu meinem Zwecke bereits früh Morgens in seiner nahe gelegenen Amtswohnung auf, und pünktlich, wie zwischen uns verabredet war, stand ich um zehn Uhr vor dem großen, eisernen Hauptthor der Anstalt.

Mit einem gewissen Gefühl des Grauens vor dem Orte, der so Manchen für das ganze Leben wie lebendig begraben in seine Mauern einschließt, zog ich die Schelle. Ein Wärter in einfacher, dunkler Uniform mit schmalen, blauen Rigen, an der Seite eine breite Klinge, öffnete mir.

„Sie wünschen?“

„Ich möchte zu Herrn Inspektor K.“

„Einen Augenblick,“ erwiderte er, indem er die bereits hinter mir zugeschlagene Thür knarrend abschloß. Darauf führte er mich, den großen, öden Anstaltshof zur Linken lassend, über einige weiße Sandsteinstufen nach dem langen Korridor des ersten Stockwerks. Hier lagen die Zimmer der Inspektoren, und nach einem energischen Klopfen an einer der niedrigen, braungestrichenen Thüren befand ich mich meinem Verwandten gegenüber. Dieser, der Typus des pflichttreuen, aber ebenso pedantischen Beamten, war gerade damit beschäftigt, sein Bureau, das ihm sein Vorgänger in einem „schauderhaften Zustande der Unordnung“ überlassen hatte, nach seinem Gutdünken neu einzurichten. Dabei gingen ihm zwei Sträflinge — die ersten, die ich gewahrte — in stiller Geschäftigkeit hilfreich zur Hand. Ich vermochte es nicht, die beiden noch jugendlichen Gestalten in ihrer enganliegenden kurzen, braunen Joppe und dem Beinkleid von gleicher Farbe sogleich näher ins Auge zu fassen, und wie gleichgültig schweifte mein Blick durch die Scheiben des kleinen, festvergitterten Fensters hinaus auf die ausgedehnten Wiesen, die unter dem Gold der Frühlingssonne in leuchtendem Grün prangten.

„So, jetzt können Sie gehen!“ sagte der Inspektor nach einer Weile. Die beiden „Brammen“ griffen ein Jeder eilig nach seiner kleinen, schwarzen Mütze und „nahmen Stellung“, wie der militärische Ausdruck lautet. „Was haben Sie denn übrigens gemacht?“ wandte sich mein Verwandter noch kurz an den Jüngeren der Beiden; „Sie waren Kaufmann?“

Der Angeredete, ein schwächlicher, junger Mensch, der ganz den Eindruck machte, als habe ihn selbst die kurze Zeit, die er in der Anstalt verweilte, bereits jeden Willen zum Leben erködtet, antwortete mit flüsternder, verschüchterter Stimme. Ich hörte nur ein leises „Ja“ und etwas wie „Urkundenfälschung“.

Als er und sein Schicksalsgenosse das Zimmer verlassen hatten, wandte sich mein Verwandter zu mir.

„Gedulde Dich noch etwas; ich habe noch eine kleine Konferenz, die wenige Minuten in Anspruch nimmt,“ sagte er, „dann können wir gehen!“

„Aber bitte,“ fügte er darauf hinzu, indem er meiner Hand einen ausgebrannten Zigarrenstummel

entnahm und in der Gluth des eisernen Ofens verschwinden ließ. „Das ist hier nicht erlaubt. Die Kerle sind darauf wie veressen, und wenn sie zufällig einmal so einen Stummel gefunden haben, so beuzen sie ihn als Priemtabak und zehren Wochen (!) lang davon.“

Als ich allein war und bereits fürchtete, mich nun wohl doch mindestens eine Stunde langweilen zu müssen, sah ich nahe dem Schreibtisch ein grünes Büchlein hängen, dessen Titel mich lebhaft interessirte. Es war die Anstaltsordnung, die jeder neue Eintretende sich aufs Genaueste einzuprägen hat. Freilich mehr noch als mich der Titel interessirte, erfüllte mich der Inhalt des kleinen Buches mit Ekel und Verachtung gegen eine Gesellschaft, deren „latte Tugend“ und „zahlungsfähige Moral“ sich herrlicher als in dem kurzen, sicher aus der Feder eines Geistlichen stammenden Eingangswort nicht offenbaren konnte. Da hieß es etwa folgendermaßen: „Du bist jetzt ein gefangener Mann. In ernster, harter Arbeit wirst Du hinter den Mauern dieser Anstalt die Jahre zu verbringen haben, die als gerechte Strafe für Dein Verbrechen Dir zuerkannt worden sind. Du hast hier für die Sünde zu büßen, die einzig und allein Du auf Dein Gewissen geladen hast. Klage nicht die Gesellschaft an, aus der Du nun ausgeschlossen bist; sie hat kein Theil daran; usw.“

Und das am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts! Diese orthodox-religiösen, ja mittelalterlichen Anschauungen vom Verbrechen zu einer Zeit, da auch in dieses schier undurchdringliche Dunkel menschlichen Lebens die Fackel der Wissenschaft hineingelenkt, da die Psychologie den Verbrecher aus seinen individuellen Anlagen, aus seinen physischen und psychischen Bedingungen heraus, die Soziologie ihn aus dem sozialen und ökonomischen Milieu heraus begreifen lehrt.

Allein mehr noch als diese maßlose Beschränktheit empörte mich der salbungsvolle Ton, in den sich dieselbe kleidete.

Empört warf ich das Buch zur Seite. Und es war auch gerade die rechte Zeit dafür, denn in demselben Augenblick trat mein Verwandter ins Zimmer, um mich zur näheren Besichtigung der Anstalt abzuholen.

Klopfenden Herzens und in banger Erwartung des Kommenden trat ich in Begleitung meines Verwandten die „Inspektionstour“ an.

Der erste Raum, den wir betraten, war die Schneiderwerkstatt.

„Hundertsechszinddreißig Mann zur Stelle!“ schnarrte die Militärstimme des Aufsehers, der ebenfalls eine stramme Haltung angenommen hatte.

„Gut, lassen Sie weiterarbeiten.“

„Weiterarbeiten!“ schnarrte es wieder durch den Saal, und im nächsten Augenblick hocte bereits Alles, emsig über der Nadel gebeugt, auf seinen Tischen.

Wir schritten langsam von Einem zum Anderen, wobei ich so, daß es der Betreffende nicht merken konnte, aufmerksam die Gesichter der Einzelnen betrachtete.

Da waren Junge und Alte neben solchen im besten Mannesalter, große, starkgebaute Gestalten neben armselig schmalen, schwächlichen; die Einen mit dem Ausdruck völliger Apathie, völliger Gleichgültigkeit für Alles, was um sie vorgeht, mechanisch, stumpfsinnig ihr Werk verrichtend, wie Arbeitsthiere, die man ins Joch gespannt hat und die beständig nur Eines, die Peitsche des Treibers hinter ihrem Rücken, fürchten; und daneben Andere, die sich nicht unterkriegen lassen wollen, steifnackig, finster dreinschauend, mit all dem Tros, wie er im Auge des gefangenen Thieres der freien Wildniß lauert.

Eines nur war ihnen Allen gemeinsam, wie sie in ihrer gleichförmigen braunen Tracht, mit ihrem kurzgeschorenen Haar, dem glattrasierten Gesichtern in lautloser Stille um uns herfasen, — jene dumpfe, fahle Farbe des Gefangenen und jener undefinirbare Stempel trostloser Debe, wie ihn das Leben Allen anbrückt, die ein graufames dunkles Schicksal hinter kalte, hohe Mauern und schwarze Eisengitter verbannt hat.

Wir warfen noch einen kurzen Blick in einen kleineren Nebenraum, in dem an zwanzig Greise bei ihrer Arbeit saßen; Männer in kurzem, silberweißem Haar mit durchfurchten, verwitterten Gesichtern, Männer, die hier nicht zum ersten Male saßen, denen sich die Zuchthauspforte schon mehr als ein Mal aufgethan, hinter denen sie sich nun wohl aber für immer geschlossen hatte. Wenn sie sich ihnen noch ein Mal aufthut, haben sie selbst nichts mehr davon; dann liegen sie starr und kalt im schlichten Todensarg, um ihre letzte Reise anzutreten — zur nächsten Anatomie.

Ich atmete ordentlich erleichtert auf, als wir aufs Neue draußen auf dem geräumigen, stillen Korridore standen und warteten, bis unser Begleiter die Thür verschlossen hatte. Da bot sich meinem Auge ein neues, noch nie gesehenes Bild. — Unten, auf dem vorhin so vereinsamten Anstaltshofe, auf dem ein schmales, vergittertes Fenster nur einen dürftigen Blick gestattete, war es jetzt lebendig. Ein Theil der Gefangenen, wohl an die hundert Mann, machten da unten ihre „Promenade“. Das heißt: in drei einander entgegenlaufenden konzentrischen Kreisen bewegten sich die braunen Gestalten — damit ja kein Verkehr untereinander stattfinden könne, jede fünf Schritt von der anderen entfernt — in eiligem Tempo um einen Aufseher als ihren gemeinsamen Mittelpunkt und scharfsichtigen Beobachter.

„Also, das ist das ganze Wischen Sonnenlicht und frische, freie Himmelsluft,“ dachte ich bei mir, „die ein an diesen Ort Verbannter nach langer, harter Arbeit, für kurze Zeit einschürfen darf, — und so, auf diese Art.“ Und dann dachte ich an so Manchen, draußen, außerhalb dieser Mauern, der hier seine „Promenade“ nicht machte, nur weil er vielleicht einen spitzfindigen, zungengewandten Anwalt hatte bezahlen können, oder weil man ihm nach langem, glänzendem Leben auf Kosten Hunderter und Tausender noch Zeit gelassen hatte, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, oder . . . oder . . .“ — Aber da klopfte mir auch schon mein Verwandter, der Inspektor, auf die Schulter. Wir gingen weiter zur Kirche. Warum sollte ein Zuchthaus auch keine Kirche haben? Vielleicht daß die sonntägliche Predigt des Geistlichen, der von der großen Gesellschaft draußen in ihrem reinen Unschuldskleid und von der Sündhaftigkeit und der alleinigen Schuld der vor ihm sitzenden Gefangenen redet, doch gute Früchte trägt! Daß etwa Derjenige, der wegen wiederholten Diebstahls ins Zuchthaus kam und, nachdem er selbigen verlassen und sich vergeblich nach Arbeit umgesehen, den letzten Pfennig der in der Anstalt sauer verdienten kleinen Summe verausgabt hat, daß dieser, nun sich die Hand vielleicht nach fremdem Gute ausstrecken möchte, nur um des Leibes Blöße zu bedecken — nun sich als frommer Christ des siebenten Gebotes erinnert — und lieber hungert und friert — als stiehlt!

Also die Kirche; sie bildet kein selbstständiges Gebäude, sondern liegt mitten in der Anstalt drin. Es ist ein großer, in dunklem Ton gehaltener Raum, mit allerlei religiösen Wandmalereien, einer holzgetäfelten, braunen Decke und einigen, natürlich auch festvergitterten Spitzbogenfenstern. An der einen Wand, ungefähr in der Mitte, steht ein mit einfacher weißer Decke geziertes Altartisch mit dem üblichen Kreuzifix und einigen Leuchtern darauf. Rechts davon erhebt sich, mit spärlichen Holzschnittereien versehen, die Kanzel, von der man auf ein Heer langer, schlichter Bänke und eine Reihe kleiner Kästchen — für die Zellengefangenen — herniederblickt.

Wir verweilten nicht lange an dieser, heute völlig vereinsamten, stillen Stätte, die im Uebrigen kaum etwas Sehenswerthes aufzuweisen hatte, und wandten uns nach den, am anderen Ende des Korridors gelegenen Schlafzimmern. Es sind dies große, weißgetünchte Säle, ähnlich denjenigen der Kaserne — in denen die eisernen Betten nebeneinander in mehreren Reihen aufgestellt sind, alle mit grobem weißen Unter- und rothem karrierten Oberzeug gedeckt; eines genau wie das andere, höchstens durch die Größe ein wenig voneinander verschieden.

Also hier verbrachten sie nach des Tages fast ununterbrochener, harter Frohn die wenigen Stunden

der Nacht, um die nöthige Kraft für des nächsten Tages Last und Mühen zu sammeln! — Und doch hatten es Die, die hier schliefen, noch immer gut gegen Diejenigen, die im Saal daneben den müden, erschöpften Leib für kurze Zeit zur Ruhe betteten. Es war der Schlafraum für die Zellengefangenen, ein Saal, kleiner als der vorhergehende, der, soweit es der Raum nur irgend zuließ — mit einer Art Käfigen ausgefüllt war, ähnlich wie in einer Menagerie wilder Thiere. Oder mit was Anderem als Käfigen könnte man diese Schlafstellen vergleichen, die etwas über Manneshöhe, auf allen Seiten mit festem Drahtgitter umgeben, nur so groß sind, daß ein Bett und ein Stuhl nothdürftig darin Platz haben? So ist die Lagerstatt Denjenigen bereitet, die nach der trostlosen Einsamkeit des langen Tages auch für die Dauer der Nacht wie wilde Thiere eingeschlossen, nur sich selbst und ihren dumpfen, trüben Gedanken überlassen werden. Ihren einzigen Verkehr bildet der Wärter, der Schließer, der ihnen die Speisen bringt, der ihnen am Morgen öffnet, um sie — einzuschließen zur Arbeit, und der ihnen am Abend öffnet, um sie — einzuschließen, zum Schlafen.

Was Wunder, dachte ich, wenn in solchen Menschen, die ihre Tage und Nächte wie in einem Käfig verbringen, großgezogen durch die quälende, geisttödtende Verlassenheit, durch ein ununterbrochenes, stumpfes Vorfürhürbrüten — endlich die Bestie erwacht, sich aufrecht, an ihren Gittern rüttelt und ihrem Wärter die Zähne weist!

Wenige Minuten darnach schon bot sich mir als harte, erschütternde Thatsache, was ich mir nur erst als möglich vorgestellt hatte. — Wir waren nach dem Erdgeschos hinabgestiegen, wo zu beiden Seiten des langen, kalten Korridors die Einzelzellen lagen; ich hatte hier und dort einen Blick durch das kleine Fensterchen der schweren Eisenthüren in den schmalen von oben erbetteten Raum geworfen; die Meisten waren emsig über ihre Arbeit gebeugt, denn dabei giebt es kein Säumen; wer die ihm aufgegebenen Arbeit nicht fertig bringt, erhält wohl ein, zweimal einen Verweis, aber dann kommt gleich Dunkel- oder Lattenarrest, Schmälerung der Kost — und Prügel. Hier und dort lehnte aber wohl auch Einer für einige Minuten mit verschränkten Armen vor seinem Tische und starrte, über sein Schicksal brütend, mit müden, düsteren Augen ins Leere.

Da, was war das? Dort stand ja eine der schwarzen Eisenthüren offen! Wir traten eilig näher. Die Zelle war leer, oder nur zwei Aufseher darin, damit beschäftigt, den Boden von mehreren großen Blutflecken und einer Menge Scherben zu reinigen, die ringsumher lagen.

„Aha, hier war es?“ rief mein Verwandter aus. „Wie ist es denn eigentlich zugegangen?“

Einer der Aufseher erzählte kurz den Hergang des Kampfes, der sich vor einigen Stunden erst hier abgespielt hatte.

Der Inhaftirte, ein Bayer von Geburt und etwa 28 Jahre alt — so wenigstens konnte ich der schwarzen Tafel entnehmen, wie sie in einer jeden Zelle angebracht ist — hegte seit Langem einen Groll gegen den Beamten, der ihn zu inspizieren hatte. Diesen Morgen nun, als Letzterer die Zelle betrat, stand der Gefangene, den porzellanen Deckel des Abortgefäßes in der erhobenen Rechten, ihm gegenüber, um ihm den Schädel einzuschlagen. Allein der Wurf war fehlgegangen, der Aufseher, dem nur einige Finger der linken Hand verletzt waren, hatte blankgezogen und den Gefangenen mit Hilfe eines Kollegen nach kurzem Ringen überwältigt.

Wenige Minuten sollte ich den Betreffenden leibhaftig vor mir sehen. Es war im Krankenzimmer, in dem in einigen Betten an der Wand armselige braune Gestalten hockten. Dort stand er mit blutgetränktem Verbands um den Kopf, die Hände und Füße fest in Eisen geschlossen, nahe dem rothglühenden Ofen. Eine mittelgroße, starkknochige Figur von unbezwingbarem Troß. Der Inspektor redete ihn an.

„Wollen Sie denn durchaus nicht im Guten hören?“

„Mehr als ich machen kann, mache ich nicht,“ entgegnete der Angeredete kurz, hart, und dabei blickte eine unsagbare, fast möchte ich sagen heroische Verachtung aus seinen höhnisch verzerrten Mienen.

„Und was wird mit Dem?“ fragte ich meinen Verwandten, als wir die Stube verlassen hatten.

„Darüber ist vorhin in der Konferenz (dieselbe hatte höchstens fünfzehn Minuten gedauert) bereits beschlossen worden. Der Kerl kriegt, sobald sein Schädelbruch geheilt ist, — seine dreißig Hiebe.“

Es durchschauerte mich beim Gedanken an diese Prozedur, und doch mußte ich noch Näheres darüber erfahren. „Wie ist das?“ fragte ich.

„In einem entlegenen Räume der Anstalt“, gab mir mein Verwandter trocken zur Antwort, „wird der Betreffende, der statt seiner braunen Tuchhosen jetzt nur ein Paar dünne Leinene trägt, an einen Bod festgeschnallt, und dann verabreicht ihm, im Beisein der Inspektoren, des Direktors und des Anstaltsarztes, einer der Aufseher die vorgeschriebene Anzahl.“

„Und wie benehmen sich die Betreffenden dabei meist?“

„Das ist verschieden. Die Einen geben keinen Laut von sich, indem sie die Zähne vor Schmerz tief in das Holz einschlagen; Andere wieder brüllen natürlich wie das Vieh. — Freilich, beim vierten, fünften Peitschenhiebe färbt sich das weiße Leinen auch bereits blutroth.“

Jetzt sagte ich nichts mehr. Wozu das auch einem Beamten der Anstalt gegenüber? Was konnte das nützen? Aber denken mußte ich bei mir unso-mehr. Mir wars, als hätte ich soeben Jemanden sagen hören, daß es im Deutschland des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts noch Folterkammern gäbe, und doch weiß ich ja, daß wir im Zeitalter der Wissenschaft und Humanität leben. Wir Glücklichen!

Wir waren mit unserem Rundgange zu Ende und kletterten zum Schluß nur noch über eine Menge Steinstufen zum Thurne der Anstalt empor. — Ich fühlte mich wie von einem schweren Alp erlöst, als ich den Kopf zwischen die schmalen schwarzen Holzlaken ins Freie strecken konnte. Wohl noch nie in meinem Leben habe ich mit solcher Bier frische freie Luft, Frühlingsluft eingesogen, noch nie mit solcher Seligkeit goldenes Sonnenlicht getrunken wie damals. — Vor mir dehnten sich unter dem leichtbewölkten Blau des Himmels in weitem Umkreise die feuchten Wiesen in ihrem frohen satten Grün. Hier und da glitzerte ein Bach, ein Stückchen Fluß wie ein metallner blendender Schmuck aus der herrlichen Frühlingsstollette der Natur hervor. Jen-seits der hohen Anstaltsmauer piepsten und zwitscherten die Vögel in lustigen, ausgelassenem Chorus. Wie ein Jauchzen der Freude klang es aus der Nähe und Ferne an mein trunkenes Ohr, und selig stimmte mein Herz mit ein in dieses nie vernommene und doch hörbare Singen und Klingen der jubelnden Natur — — denn auch ich war ja noch ein freier Mann.



## Ein Ideller und Bester deutscher Nation.

Von Ernst Wahrmond.

aus von Schweinichen, der Sproßling eines altadeligen schlesischen Geschlechtes, ist am 25. Juni 1552 auf dem fürstlich Liegnischen Schlosse Gröbzig geboren. Der Dorfschreiber seines väterlichen Stammgutes Merischitz (Kreis Liegnitz) gab ihm den ersten Jugendunterricht, darauf kam er 1562 als Studienkamerad des jungen Herzogs Friedrich IV. nach Liegnitz, wo er zugleich dem auf dem Schlosse in Haft gehaltenen alten Herzog Friedrich III. als Page aufwartete. Nach einem einjährigen Besuch der Schule zu Goldberg begleitete er seinen Vater Georg von Schweinichen, Hauptmann des Gröbzigberger und des Goldbergers Kreises, auf seinen Dienstreisen. Darnach trat er als Junker in die Dienste Herzogs Heinrich XI. Dieser nürhige und verschwenderrische und darum von fürchterlicher Schuldenlast fortwährend gepeinigter Fürst machte Jahre lang die abenteuerlichsten



Schularrest. Von E. Pippich.

Fahrten durch Schlesien und ins Reich, nach Polen und Böhmen, wobei ihm Schweinichen ein steter Begleiter und gar getreuer Diener war. Sein Amt eines Marchalls und Hofmeisters bettete ihn nicht auf Rosen, denn die ihm obliegende Leitung des Hofhaltes bei steter Erbe in Ihro Fürstlichen Gnaden Stasse, der wüsten Wirtschaft und großen Schuldenlast war keine Kleinigkeit, da ja dem getreuen Diener seines Herrn oblag, die Mittel zur Bestreitung des Hofhaltes aufzutreiben.

Hans legte darin nun ein wahrhaft seltenes Genie an den Tag, ließ sich auch durch die erstaunliche Anhänglichkeit an das fürstliche Haus in eigene Noth und Bedrängnisse aller Art verstricken und lehnte doch mehrere verlockende Anerbieten zu weniger aufreibenden und mit weniger Kosten, Verlusten und Gefahren verbundenen Stellungen ab.

Für seine Beamtung brachte Schweinichen, wenn auch keine sonderlich tiefe Bildung oder gar Schulgelehrsamkeit, dafür aber praktischen Blick, Umsicht und Geschick mit; auch als Landwirth mag er tüchtig gewesen sein, ebenso läßt sich ihm eine Art Interoffiziersfrömmigkeit nicht abstreiten.

Daneben besaß Schweinichen auch alle Tugenden, welche ein Adelliger und Hofmann jener Tage besitzen mußte: er verstand es namentlich ganz vorzüglich, bei Ihro Fürstlichen Gnaden „vor den Trunk zu stehen“, d. h. er ließ sich bei dem damals stark üblichen Zutrinken ganz bedeutender Mengen von Wein von Keinem werfen, was damals nicht nur dem ausgezeichneten Trinker selbst, sondern auch seinem Herrn zu hoher Reputation zu gereichen pflegte.

Schweinichen hat Tagebücher und eine Schilderung der von ihm als Hofmeister angeordneten und geleiteten „Prozesse“, d. h. Hoffestlichkeiten, hinterlassen, welche für die Sittengeschichte jener Zeit, namentlich für die Zustände der „guten Gesellschaft“, d. h. der adeligen Kreise, sehr lehrreich sind. An der Hand dieser Aufzeichnungen wollen wir dem Leser ein Bild fürstlichen und adeligen Lebens im 16. Jahrhundert zu zeichnen suchen.

Friedrich III. von Liegnitz, der Ältere, später auch der Tolle genannt, huldigte einem unfrühen, rastlosen Leben und war immer auf Reisen, so daß er selbst beim Tode seines Vaters erst im Auslande gesucht werden mußte. Er überraschte gleich beim Antritt seiner Regierung die geliebten und getreuen Landstände des Fürstenthums mit dem allergnädigsten Ansinnen, nicht nur seines Herrn Vaters, sondern auch seine eigenen recht erheblichen Schulden, etwa 63 000 fl ungarisch, zu übernehmen.

Dagegen war besagter Reisefürst sehr wenig geneigt, die Rechte der Landstände und der Städte zu respektiren, und ließ sich häufig eigenmächtige und gewaltsame Eingriffe in die Verwaltung und Rechtspflege zu Schulden kommen.

Als die Mißwirtschaft ihren Gipfel erreichte und im Jahre 1551 der tolle Friedrich eben wieder auf Reisen nach Frankreich war, ward das Regiment des Fürstenthums im Auftrage des römischen Königs durch Georg von Brieg und die Räte des Bischofs von Breslau mit Beschlag belegt und bis auf weitere Verfügung zum Besten des unmündigen Prinzen Heinrich Stadt und Fürstenthum Liegnitz in Verwaltung genommen. Begründet wurde diese Maßregel mit dem „trefflich bösen Leben“ des Herzogs Friedrich, der, wie es in einem späteren Befehl hieß, bei Einsetzung einer geordneten Regierung, welche Otto von Hedlitz auf Barchwitz führen sollte, „nun eine gute Zeit allerlei bösen, sträflichen Lebens und Thaten gebraucht, sich Uns widersetzlich und ungehorsam erzeiget, mehliche Schulden gemacht, auch, als er in Frankreich gezogen, eine mehliche Summe aufgebracht und mitgenommen und seinen Unterthanen allerhand Beschwerung zugefüget, dadurch anders nicht zu erwarten, wo dem nicht zeitlich vorkommen (vorgebeugt würde), denn Verarmung und Verderbung seines Sohnes, Gemahls, Land und Leute.“

Es gelang indeß später Friedrich, seine Wiedereinsetzung gegen hochtheure Versprechungen, sich zu bessern, zu erlangen. Sehr bald aber ging das alte Leiden wieder los. Als die Landstände sich

weigerten, dem Fürsten seine 300 000 Gulden betragenden Schulden zu bezahlen, überwarf dieser sich mit den Landständen und löste sie in Ungnade auf. Das zwecklose Verschwenden und Herumreisen ward trefflich fortgesetzt.

Dazu kamen Familienzwiste Friedrichs mit seinem Bruder Georg, dem er 52 000 Gulden schuldete, ja mit seinem eigenen Sohne Heinrich, der floh und endlich am kaiserlichen Hofe Dienste nahm.

Endlich wurde der tolle Friedrich nach Breslau geladen, „verstrickt“ (d. h. verhaftet) und 1560 im Kofengemache des Schlosses zu Liegnitz gefangen gesetzt und das Regiment dem inzwischen mündig gewordenen Prinzen Heinrich überwiesen. Dessen Vater starb als Gefangener 1570.

Der Sohn zog wenig gute Lehre aus dessen Schicksal. Der Apfel fiel in diesem Falle thatsächlich nicht weit vom Stamme. Heinrich XI., der 1560 die vier Jahre ältere, nicht eben faustmüthige Prinzessin Sophie von Ansbach heirathete, trat ganz und gar in die Fußstapfen seines würdigen Herrn Vaters.

Ghe wir Hans von Schweinichen in dessen Dienste begleiten, noch ein paar Jüge aus dem Jugendleben des Vasallen. Als er einst nach der Schule Gänse hüten sollte, liefen diese Thiere oft aneinander, der „gute Hirt“ nahm nun kleine Stäbchen und steckte sie den Thieren in die Schnäbel, „da blieben sie stille stehen und wären alsobald erdörret.“ Aus der Zeit seiner gemeinsamen Studien mit seinem späteren Herrn berichtet Schweinichen, daß er die „Mit-Heller“ seiner Mutter, die Muttergroschen, wie wir heute sagen, dazu verwendet habe, den gestrengen Herrn Präzeptor zu bestechen, um keine Schläge zu bekommen, „denn der gute Mann ging gern an die Buhlschaft zu schönen Frauen und hatte nicht Geld. Darum ließ er oft Fünfe grade mit sein, damit ich ihm nur aufwarte und Geld gab.“

Im Pagendienst des „verstrickten“ alten Herzogs, dem Schweinichen aufwarten mußte als „Kellerherr“ und in dessen Stube er schlafen mußte, wenn Ihro Fürstlichen Gnaden einen Rausch hatten und nicht im Bette liegen mochten, gieng ihm auch recht merkwürdig. Er hatte dessen Pappier zu verwahren, das der Fürst seine „Jungfer Räte“ nannte; wenn er es dem Herzog brachte, machte es diesem Spaß, seinem jungen Dienstmann eine Ohrfeige zu geben mit den Worten: „Wie gefällt Dir die, war es nicht eine gute fürstliche Maulschell?“ Schweinichen fügt dann hinzu: „Wenn ich Solches lobet, so gab JZG (Ihro Fürstliche Gnaden) mir einen Silbergroschen zu Semmeln, aber die Maulschell war viel besser als 20 Silbergroschen, und sollte doch groß Gnade sein, der ich lieber entrather hätte wollen.“

Gar lustig schildert er weiter, wie JZG sich mit Blasrohrschießen erlusiret, auch „voll oder nüchtern“ damals in der Custudio als Gefangener gottesfürchtig gewesen und allzeit lateinisch gebetet habe.

Gegen seinen Sohn sei der gefangene alte Herr nicht sonderlich gut gesinnt gewesen, aber so oft ihn derselbe besuchte, „stellten JZG Alles beiseit und tranken einen guten Rausch mit.“ Oester aber hörte Schweinichen, wie der Alte sagte: „Sohn, wie Du mich igo gefänglich hältst, als (ebenso) wird man Dich wieder gefänglich halten.“

Einst mußte Schweinichen im Auftrage des alten Herrn dem von diesem arg gehaltenen Hosprediger einen Zettel auf die Kanzel legen, auf dem stand ein Spottvers, den der tolle Friedrich gedichtet hatte, des Inhaltes:

Alles Unglück und Zwietracht  
Zwischen mein Sohn Herzog Heinrich hochgeacht,  
Das richtet) alles der Suppen-Pfaffe an,  
Der verlaufene, fränkische, lose Mann.

Herzog Heinrich untersuchte den Fall und der alte Schweinichen bat seinen Sohn los von dem Dienste auf Schloß Liegnitz.

Aus der Zeit der Hof- und Amtreisen mit seinem Vater berichtet Schweinichen eine Geschichte, die für einen angehenden Höfling sehr lehrreich gewesen sein muß. Sein Vater, „ein guter Kenner und Stecher“, d. i. Turnierreiter, ward einmal zu Dresden von

Kurfürst Augustus zu einem Gang aufgefördert, der „gar heinlichen“, nur vor „kur- und fürstlichen Personen“ stattfand. Der Kurfürst mußte den Sattel räumen, der alte Schweinichen aber, „der wohl hätte sitzen bleiben können, begab sich auch in den Sattel, sone es das Ansehen hätte (damit es schiene), Ihro Kurfürstliche Gnaden hätten ihn runter gerammt, welches hernach dem Kurfürsten eine sonderliche Freude gewesen.“ Vater und Sohn Schweinichen erhielten auch eine entsprechende „Verehrung“, der Alte eine goldene Kette, der Sohn einen Doppelflorin.

Auf der Schule zu Goldberg bekam Schweinichen der Jüngere das Studienwesen bald satt. „Weil allbereit“, sagt er, „in meinem Haupte das Hofwesen steckte, hatte ich nur mehr Lust zu Reiterei, als zu Büchern; deswegen machte ich allerlei Ausschläge, wie ich möchte von Goldberg wegkommen.“

(Schluß folgt.)

## Das schwanzlose Kalb.

Eine lehrreiche Geschichte aus Finland.

Nach Santeri Jugman. Von L. Fransew.ter.

Die kleine Stadt B. war durchaus kein so unbedeutendes Nest. Sie hatte sogar eine eigene Zeitung und eine eigene Druckerei, und es giebt Orte, welche das nicht haben.

Wie gesagt — sogar eine Druckerei, eine ganz neue und nach modernstem Muster. Nur einen Fehler hatte dieselbe: sie hatte nichts zu drucken. Die Zeitung nahm sie zwei Abende und zwei Morgen wöchentlich in Anspruch; aber im Uebrigen stand die Maschine still und versauerte in ihrem Oel, und die Setzer und Drucker schlenderten ohne Beschäftigung umher, indem sie den Lohn für ihre nicht zur Verwendung gekommene Kunstfertigkeit einsteckten, herumbummelten, kniepten und allgemeines Aergerniß erregten.

Die Druckereigenossenschaft hatte bereits mehrere Berathungen abgehalten, um herauszubekommen, was in aller Welt man wohl drucken könnte. Man hatte hin- und hergeredet, hier und dort nachgehört, Vorschläge waren gemacht und Angebote geprüft worden; aber man war zu keinem Resultate gekommen. Die Druckerei stand nach wie vor vier Tage in der Woche still.

Abermals wurde eine Versammlung abgehalten, die beinahe ebenso wie die bisherigen verlaufen wäre. Da erhob sich der Gerber des Ortes, der auch einen Antheilschein besaß, aber bisher nicht gewagt hatte, in literarischen Fragen dreinzureden, und meinte: „Ich weiß nicht, wieso alle bisherigen Vorschläge verworfen wurden. Aber ich erlaube mir nun etwas vorzuschlagen, wogegen Niemand etwas zu sagen haben dürfte. Krönen wir unser Werk damit, daß wir mit dem Anfang beginnen und ein Ab.-Buch drucken.“

Ein Ab.-Buch! — Das war eine Idee! Alle waren sofort dafür.

Der Postmeister empfahl den Vorschlag sogleich zur allgemeinen Annahme und meinte, man solle die Bilder dazu aus Deutschland beziehen.

Auch der Händler vom Marktplatz war derselben Meinung. Dieser Vorschlag könnte keine Verluste verursachen, aber allmählig ganz hübsche Einnahmen abwerfen. Die Druckkosten könnten sich nicht zu hoch stellen, und ein allzu hohes Honorar brauche man ja dem Verfasser auch nicht zu zahlen. Das Buch würde aber gehen, wie warme Semmel.

Der Oberlehrer, der im Allgemeinen die Dinge von einem höheren, ideelleren Standpunkt, als die Andern, zu betrachten pflegte, unterstützte ebenfalls den Vorschlag, der eine „weittragende ideelle Bedeutung“ hätte. Auch der Rektor und der Landrichter traten dieser Meinung bei, selbst der Doktor widersprach nicht, sondern lachte nur ein wenig in seinen Bart hinein.

Der Vorsigende der Gesellschaft, der einzige Kommerzienrath des Ortes, hörte die langen Reden geduldig an, und der Apotheker führte fleißig das Protokoll. Schließlich, als die Diskussion ihr Ende erreicht hatte, konstatarie der Vorsigende in wohlgesetzter Rede, daß ein beachtenswerther Vorschlag

gemacht sei und keinen Widerspruch gefunden habe und daß man sich jetzt darüber äußern möge, ob ein Abc-Buch mit Bildern aus Deutschland herausgegeben werden sollte.

Die Frage wurde bejaht.

So war der Beschluß gefaßt und der Vorsitzende hatte das Gefühl, als wenn eine schwere Last von ihm genommen wäre. Alle waren von dem Bewußtsein erfüllt, daß man doch zu etwas taue, und von einem muthigen Vertrauen auf die Zukunft, welches diese Gewißheit mit sich brachte. Deswegen beschloß man auch, nachdem ein Ausschuß von fünf Mitgliedern für die Herausgabe des Abc-Buches ernannt war, sich gemeinsam in das Kasino zu begeben, um das neue Unternehmen mit einer Flasche Wein zu begießen.

Unterhalb Monate waren vergangen. Die Illustrationen waren bestellt und eingetroffen. Und abermals wurde die Genossenschaft berufen, um die Vorschläge des Vorstandes zu hören und einen definitiven Beschluß zu fassen.

Die Gläser für die Bilder wurden betrachtet und bewundert. Unter ihnen war eines, welches Josef darstellte, der seine Heerde hütete.

„Sehen Sie das Vieh, wie natürlich! — Schafe und Kühe.“

„Ja, weiß Gott. Und ein Kalb, das wie toll umher springt, mit erhobenem Schwanz.“

„In der That, mit erhobenem Schwanz.“

„Eigentlich ist es doch überflüssig, daß das Kalb so mit unanständig emporgestobenen Schwanz abgebildet wird. Ein schönes Bild ist das eigentlich nicht —“ fühlte sich der Postmeister sofort berufen zu sagen, um auch etwas zu bemerken zu haben.

„Ein ganz überflüssiger Scherz mit einer ernstlichen Sache,“ fügte der Rektor hinzu.

„Nicht nur überflüssig,“ meinte der Oberlehrer, „sondern geradezu anstößig; es verlegt nicht nur den Schönhheitsfönn, sondern auch das Schamgefühl.“

„Was soll denn dabei anstößig sein — ein Kälberschwanz — der muß doch hierhin oder dort hin zeigen,“ meinte der Gerber und reichte das Bild dem Rektor. „Ich finde das Bild sehr nett, trotz des Schwanzes.“

„Ich bin der ganz entgegengesetzten Ansicht und begreife nicht, wie man für ein Kinderbuch solch ein schamloses Bild schicken kann.“ — Der Rektor ließ das Bild ärgerlich auf den Tisch fallen. „So was können wir in unser Abc-Buch nicht hineindrucken, und ich schlage daher vor, das Bild ganz fort zu lassen.“

„Das geht nicht,“ erklärte der Händler vom Markte. „Wir haben die Bilder nun einmal bestellt und bezahlt. Sie müssen daher auch verwendet werden! Und was den Kälberschwanz anbetrifft, so drucken wir einfach nicht das ganze Bild; man kann ja den Schwanz fortgraviren — das ist leicht zu machen.“

„Dann hätte das Kalb ja gar keinen Schwanz,“ ließ sich mahnend der Apotheker vernehmen, ohne den Kopf von seinem Protokoll zu erheben.

„Ja, allerdings; aber was thut's? Um so viel weniger anstößig würde das Bild sein.“

„Sollen wir wirklich ein schwanzloses Kalb hinein nehmen?“ fragte der Vorsitzende, in Verlegenheit, in welcher Form er diese Frage zur Abstimmung stellen sollte.

Da erhob sich der Doktor: „Das ist ja der reine Unsinn. Daß das Kalb mit erhobenem Schwanz dargestellt ist, ist durchaus naturgemäß, da es einmal ein solch lustiges, junges Ding ist, welches voller Freude umherläuft, von Uebermuth erfüllt ist und längs der Wiese hingaloppirt, so daß der Schwanz emporspringt. Es wäre einfach unnatürlich, wenn es anders abgebildet wäre! Gerade das beweist den Scharfsinn des Künstlers und seine feine Beobachtungsgabe, und es wäre die größte Thorheit, wenn wir das Bild deshalb ausschließen wollten; und noch dümmere und lächerlicher wäre es, den Schwanz fortzugraviren. So, wie das Bild ist, ist es nett und natürlich.“

„Natürlich, gewiß ist es natürlich,“ äußerte der Rektor, der bereits begann, erregt zu werden, „aber ist es auch eine schickliche Natürlichkeit? Natürlich

ist es ja auch, daß der Hund sich kratzt und das Schwein im Schmutze wühlt, aber ist das Kunst, und ist das solche Kunst, wie sie für die Kinder, die Kinder des Volkes, passend ist? Ich frage nur.“

„Na, na,“ fiel der Postmeister ein, der die ganze Kälberschwanzfrage angeregt, aber sich nicht gedacht hatte, daß die Sache zu einer so heftigen Auseinandersetzung führen würde, und außerdem sehr wandelbar in seinen Ansichten war. „Man braucht ja die Sache nicht von einer so häßlichen Seite zu betrachten, so schaut es auch das Kind nicht an. Wenn man sich die Sache recht überlegt, so sehen ja die Kinder jeden Sommer die Kälber so auf den Wiesen herum springen, und abgebildet kann das doch nicht gefährlicher sein.“

„Nicht?“ rief der Oberlehrer mit Nachdruck. „Wir haben nach meiner Meinung unsere Pflicht ganz falsch aufgefaßt, und es wäre viel besser, wenn wir gar nicht mit dem Druck eines Abc-Buches oder überhaupt nicht mit dem Druck von Büchern angefangen hätten, wofür wir die Absicht haben, solchen Schmutz zu verbreiten. Und wohin verbreiten wir ihn? In die noch unverdorbenen Glieder des Volkes. Sollen wir wirklich die glückliche, reine Kindlichkeit der Kinder des Volkes verderben und dadurch die Zukunft unseres ganzen Volkes und dessen sittliche Kraft vernichten?“

„Allerdings ist es eine leichtsinnige und unanständige Art, daß das Kalb so seinen Schwanz in die Höhe hebt —“ das erkannte auch der Gerber gern an. „Aber mir scheint, daß es nicht so gefährlich ist, gerade weil es ein Kalb ist, eine einige Wochen alte Milchschauze, von der man nicht viel Lebenserfahrung verlangen kann. Ganz etwas Anderes wäre es, wenn es sich um einen großen Stier oder eine alte Kuh handelte, aber da es nur ein Kalb ist, können wir es ihm wohl verzeihen.“

„Oho,“ rief der Landrichter. „Ist das anständig, ist das eine Art und Weise, auch selbst für Kälber, mit emporgestobenen Schwanz herumzustolzieren — was soll man dann erst von Anderen erwarten! Zeigt dergleichen nur Euern Kindern, damit sie sehen, wie es mit Eurer Auffassung von Ordnung und Anstand steht!“

„Ich sagte bereits soeben, daß das Unsinn ist,“ erklärte der Doktor. „Ueber solch eine Sache — einen Kälberschwanz — wird Stunden lang gestritten und Ordnung und Sittlichkeit hineingemischt, obwohl es doch, weiß Gott, wichtigere Dinge zu entscheiden giebt. Lassen wir nun endlich das Kalb in Ruhe.“

„Hier handelt es sich durchaus nicht nur um einen Kälberschwanz, die Frage dreht sich vielmehr um den Grundgedanken, auf dem unsere Genossenschaft begründet ist und nach welchem sie bei der Verbreitung von Wissen und Bildung handeln muß.“ Der Rektor wurde immer eifriger. — „Die Frage dreht sich um weit höhere Ideen, zwischen denen auch hier bei uns der Kampf begonnen hat, ein Kampf zwischen hohen Idealen und den Dienern des Lichtes auf der einen Seite und der Entartung auf der anderen Seite, die unter dem Schutze der unschuldigen Bezeichnungen Natürlichkeit und Wahrheit sich auch in unsere friedlichen Familienheime einzudrängen sucht. Ich muß die Genossenschaft warnen, daß nicht dieses Gift unsere schöne Arbeit vernichte.“

Der Doktor wurde ungeduldig, und der Vorsitzende, der dieses bemerkte und dem die Sache ebenfalls zu sehr in die Länge gezogen wurde, meinte daher: „Meine Herren! Kommen wir zum Schlusse. Zwei Vorschläge sind gemacht worden, der eine, daß das Bild ganz fortgelassen werden soll, der andere, daß man nur den Schwanz fortgraviren soll, aber dieser letztere Vorschlag scheint mir keinen Beifall zu finden.“

Der Landrichter bat ums Wort.

„Es war gerade meine Absicht, diesem Antrage beizupflichten. Der Schwanz ist das unanständige Moment, und darum braucht man wohl nicht den Josef mit seiner ganzen Heerde zu verwerfen.“

Der Gerber sprach gegen das schwanzlose Kalb, ebenso der Postmeister, und die Diskussion stammte von Neuem auf. Der Oberlehrer erging sich wieder in allgemeinen Betrachtungen und sprach von den

Gefahren, welche dem Volke und dem Vaterlande drohten. Der Rektor erklärte sogar, wer in kleineren Dingen das Gemeine als natürlich vertheidige, auf dessen sittlichen Standpunkt in größeren Fragen wäre auch kein Verlaß, da seine Begriffe vom Schicklichen und von der Keuschheit völlig verwirrt wären.

Da wurde der Doktor endlich ärgerlich. „Die Moral, welche über einen Kälberschwanz erröthet, ist sehr zweifelhafter Natur. Dem Reinen ist Alles rein, aber es scheint, als wenn auch das Umgekehrte der Fall ist. Denn dazu gehört eine ziemlich schmutzige Phantasie, um darin etwas Unstittliches zu sehen, daß ein Kalb den Schwanz in die Höhe streckt, wenn es herum springt. Das Volk hat keine solche Phantasie, noch weniger seine Kinder; die ist nur bei Leuten zu finden, welche ihre Einbildungskraft in Liederlichkeit aufgereizt haben.“

Das war zu viel. Der Vorsitzende bat, alle Anzüglichkeiten zu unterlassen. Aber der Rektor hatte bereits seinen Hut aufgesetzt und erklärte im Fortgehen: In seinem tiefen Bedauern sehe er die Arbeit, aus der, wie er gehofft hatte, Segen empor sprächen würde, sich in Fluch verwandeln. Aber er schüttelte den Staub von seinen Füßen und könne einer Gesellschaft nicht mehr angehören, in der man gestatte, daß ein Mann, der nur seine Ueberzeugung offen und ehrlich ausgesprochen habe, derartig geschmäht werde, daß die Diskussion darüber vor Gericht fortgesetzt werden müßte.

Er ging und ihm folgten der Landrichter und der Oberlehrer. Die Uebrigen blieben in gedrückter Stimmung über die Zukunft der Genossenschaft zurück.

Und an all Dem war der Schwanz des Kalbes oder das schwanzlose Kalb schuld.

Die Frage selbst blieb trotzdem unentschieden; denn die Abstimmung hätte bei den drei völlig entgegengesetzten Ansichten doch zu keinem Resultat geführt, wofür man nicht der Genossenschaft den Gnadenstoß geben wollte, und die Verhandlungen konnten wegen der vorgeückten Zeit nicht weiter ausgedehnt werden. Man beschloß also, noch die Ansicht des Bürgermeisters und des Geistlichen zu hören. Das geschah, und Beide gaben nach kurzer Bedenkzeit ein schriftliches Gutachten ab.

Der Bürgermeister schrieb: Wenn Dergleichen auf einer Straße der Stadt sich ereignen würde, nämlich, daß ein Kalb mit erhobenem Schwanz umherläufe — und Jemand sähe das, so wäre es keinesfalls eine Ehre für die Stadt. Aber in einem solchen Kinderbuche könnte es wohl nicht so gefährlich sein.

Der Probst dagegen meinte, daß die Anbringung eines Bildes zur biblischen Geschichte, auf dem spielende Kälber die Hauptrolle spielten, nicht dem Ernst der Sache entspräche und daß solche Bilder den Sinn des Volkes mehr und mehr von den erhabenen Glaubenslehren ablenken müßten. Er könne daher die Aufnahme dieses Bildes in keinem Falle gutheißen.

Trotz dieser widersprechenden Meinungen wurde das Abc-Buch doch mit dem Kälberbilde gedruckt — das Bild war nun einmal bezahlt! —, aber der Rektor, der Oberlehrer und der Landrichter traten aus der Genossenschaft aus und verkauften ihre Anttheilscheine. In die Ortschulen wurde das Abc-Buch natürlich nicht eingeführt.



## Mechanik der Gehirnflüssigkeit.

Von Dr. B. L.

Die kunstvolle Mechanik des menschlichen Körpers in seinen festen Theilen ist den Lesern unserer Zeitung wohlbekannt; ich brauche nur an die Winkelgelenke mit ihrer Hemmung, z. B. der Finger, oder an die Kugelgelenke der Hüfte des Menschen zu erinnern. „Kraft ist die Lösung, die Parole des Lebens,“ sagte einst Friedr. Theodor Vischer; und welche mächtige mechanische Kraft entwickeln wir in den Gelenken. Aber auch in den flüssigen Theilen

unseres Körpers offenbart sich deutlich die Mechanik, und zu ihrer Erklärung möchte ich in den nachstehenden Zeilen etwas ausführlicher die Gehirnflüssigkeit betrachten.

Noch immer ist die Ansicht ziemlich weit verbreitet, daß in den fest aneinander gefügten Schädelknochen das eingeschlossene Gehirn unbeweglich ruhe, die Möglichkeit jeglicher Bewegung durch die umschließenden Knochen ausgeschlossen sei; es nehme ja den ganzen Schädelraum ein. Und doch weiß Jeder, daß man an den „offenen Stellen“ des kindlichen Schädels, den sogenannten Stirnfontanellen, deutlich ein rhythmisches Heben und Senken des Gehirns durch den darauf gelegten Finger fühlen kann. Sollte denn diese Bewegung, nachdem in späteren Jahren der Schädel auch an jenen Stellen sich fest geschlossen, aufgehört haben?

An den Gehirnen unserer Schlachtthiere oder an Abbildungen menschlicher Gehirne sehen wir deutlich, daß die Hirnoberfläche nicht glatt ist, sondern Wülste und zwischen diesen Furchen besitzt, auch an der unteren Fläche neben diesen Windungen noch andere Partien über die Ebene hervorragend, welche die Anatomen Brücke, Schenkel, Lappen usw. nannten. Die weiche Gehirnmasse und ihre Fortsetzung, das Rückenmark, werden von einer Haut umschlossen, die sich dicht und innig der unebenen Oberfläche anschließt. Weil in dieser Haut sich zahlreiche Blutgefäße befinden, die von hier in das Gehirn und Rückenmark sich einsenken, beide mit Blut speisen, das dann wieder abfließt, hat man sie Gefäßhaut genannt. Ueber ihr liegt lose und nicht in die Furchen dringend eine zweite wie ein zarter, nasser Schleier um Gehirn und Rückenmark, so dünn wie das Goldschlägerhäutchen, durchsichtig und ohne Blutgefäße, die Spinnwebhaut. Am ganzen Rückenmark steht sie weiter ab von der ersten Haut, als am Gehirn, schafft also einen größeren Zwischenraum, der zylindrisch ist. Die dritte umschließende Haut ist hart und derb und vollendet den Abschluß aller Zugänge. Zwischen ihr und der zweiten, welche beide mit glatten, feuchten Flächen sich berühren, befindet sich keine Flüssigkeit, wohl aber zwischen

der zweiten und ersten, und diese Flüssigkeit, welche des langen wissenschaftlichen Namens Gehirn-Rückenmark-Flüssigkeit, Subarachnoideal-Flüssigkeit, Liquor cerebrospinalis, sich erfreut, enthält nur etwa 2 Prozent feste Stoffe (Eiweiß und Kochsalz) und beträgt beim gesunden Menschen im Durchschnitt nur 60 ccm. Beim sogenannten Wasserkopf ist sie beträchtlich vermehrt, auch bei sehr alten Leuten ist ihre Menge oft größer, als bei Personen mittleren Alters.

Nach diesen etwas langen, aber nöthigen Vorbemerkungen wollen wir nun die Bewegung dieser Flüssigkeit betrachten und wir werden dann erkennen, daß auch hierin die Mechanik des menschlichen Körpers im höchsten Grade bewundernswürdig ist.

An den Fontanellen des Kinderkopfes beobachten wir stärkere und schwächere Erhebungen. Die ersteren, man nennt sie respiratorische, treten ein mit jeder Ausathmung, die schwächeren, die pulsatorischen, werden bedingt durch das Pulsiren der Gehirnarterien. Beim Ausathmen stößt der Rückfluß des Blutes aus dem Kopfe (also auch aus dem Gehirn) auf bedeutende Widerstände, die erst aufhören beim Einathmen. Beim Husten, Schreien, Singen, beim Aufheben schwerer Lasten, bei Zornausbrüchen vergrößert sich die Stauung, das Gesicht wird roth, die Venen strotzen von Blut. Hört das Singen, Schreien usw. auf, dann leeren sich die Blutgefäße, der Weg zum Herzen wird mit dem Einathmen völlig frei, das Gehirn, vom Druck erlöst, sinkt zusammen. Hierbei tritt nun die Gehirnflüssigkeit regulierend in Thätigkeit. Hebt sich das Gehirn, so entweicht der Ueberfluß der Flüssigkeit in das vergrößerungsfähige Reservoir am Rückenmark entlang; sinkt es wieder ein, so steigt sie wieder nach oben. Wie oft in 24 Stunden diese Hebungen und Senkungen stattfinden, läßt sich leicht ausrechnen, weil wir durchschnittlich in einer Minute 16 mal ausathmen und in gleicher Zeit durch die Thätigkeit des Herzens, den Herzschlag, 70 mal Blut dem Gehirn zugeführt wird in den oben erwähnten schwächeren, pulsatorischen Erhebungen. Nicht Ruhe ist folglich im Gehirn und um dasselbe, sondern stete Bewegung, und diese dauert bis zum letzten

Athemzuge, bis zum letzten schwachen Pulsschlag. Der weitere Saft der Spinnwebhaut am Rückenmark ist eine sinnreich konstruirte Sicherheitsröhre, die das Ausweichen des Gehirnwassers gestattet, es aber sofort zurücktreibt, wenn im Schädelraum dafür auf einen Augenblick wieder Platz geworden.

Das Hirnwasser leistet aber noch mehr. Es ist ein bekanntes physikalisches Gesetz, daß ein Körper in einer Flüssigkeit so viel von seinem Gewichte verliert, als das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit beträgt. Folglich muß auch das in die Gehirnflüssigkeit hineingesenkte Gehirn so viel von seinem Gewichte verlieren, als das gleiche Volumen dieser Flüssigkeit haben würde. In der Luft wiegt ein Gehirn durchschnittlich 1350 Gram, in der Flüssigkeit jedoch berechnet sich seine Schwere, mit der es auf dem Boden der Schädelhöhle aufliegt, nur auf 20 Gram, und solch geringes Gewicht behindert nicht die Blutzirkulation an der Basis des Gehirnes, wo vier große Schlagadern in dasselbe eintreten. Wäre noch ein Druck von 1350 Gram vorhanden, dann ständen dem freien Einströmen des Blutes bedeutende Hindernisse entgegen, und es würde sofort Bewußtlosigkeit eintreten. Verwundungen und Experimente liefern den schlagenden Beweis dafür. Ist durch einen unglücklichen Schuß derartig das Rückgrat getroffen, daß der Spinnwebesack zerrissen, so fließt natürlich die Gehirnflüssigkeit heraus. Das Gehirn senkt sich, drückt mit voller Schwere auf die Ader, komprimirt sie, verhindert den nöthigen Blutzufluß, und Bewußtlosigkeit ist die Folge. Das Experiment liefert dasselbe Resultat, und die plötzliche Wirkung ist überraschend. Sticht man bei einem Hunde derartig in den Rücken, daß das Rückenmark selbst nicht die geringste Verletzung erfährt, so springt sofort die Flüssigkeit heraus, die Nerven werden gelähmt, Roth und Urin werden abgesondert, das Thier macht vergebliche Versuche zu entfliehen. Nur durch seine eigene Schwere bewirkt dies Alles das Gehirn; wird die kleine Wunde verstopft, heilt sie, dann schwinden alle diese Symptome nach Wiedererfüllung der Flüssigkeit.



### Gedankensplitter.

Unsere Feinde vermögen Nichts über uns, denn sie können uns nicht verwehren, zu denken und ehrenhaft zu handeln.

Von Herrn von Regniere, bei dem alle Welt zu Tafel ging, sich aber entsetzlich langweilte, sagte man: „Man beschmaust ihn, aber man verdaut ihn nicht.“  
Chamfort.

Ich fühle, was ich schreibe und rede; ich hasse den Schreiber und Schwärzer, dem ewige Lügen aus der Feder und von den Lippen sprudeln, weil er nicht fühlt oder nicht weiß, was er sagt.

Nur die Gebirgshöhe der Freiheit weitet die Seele, und der Knechtschaft Geklüft verengt sie.  
Schubart.

Vor unseren Augen soll beständig die Kunst stehen, wie sie, einer Andromeda gleich, an den Felsen der heiligen Wirtschaftsordnung angeschmettet, ungeheert wird von dem gesträubigen, trostlosen Scheusal Profit, und sehnsüchtig harret, daß ihr endlich ein Retter erscheine.  
Walter Crane.

### Lyrische Ecke.

#### Schranken des Glücks.

Von Otto Ernst.

Durch die Seelen der guten Menschen  
Webt ein Seufzer geheimen Wehes,  
Gestt ein Schrei verborgener Schmerzen  
Selbst in der Stunde des höchsten Glückes. —

Wohl umfangen auch sie in berauschter,  
Stammelnder Wonne das Glück der Erde,  
Und sie vergessen, dorein versinkend,  
Alles Vergangenen düstere Beschwerte.  
Sie auch pressen in nächstlicher Kammer  
Das Geliebte ans schauernde Herz,  
Sie auch taumeln im Tanz des Lebens  
Von der Verzweiflung zum lächelnden Scherz.  
Und, als lebte mit ihnen im Glück  
Alles, was sie lebendig umkreist,  
Senden im Glück sie dankende Seufzer  
Zu dem „allgütigen Weltengeist“.  
Aber sie tragen die stille Mahnung  
An das ewige Leid in der Brust;  
Werben doch immer sich des gemeinen  
Erdenlozes die Guten bewußt!  
Sie mögen allein  
Nicht glücklich sein.  
Mitten im Freudebeben erfasst sie's:  
Daß sie einsam jauchzen im Glück,  
Daß, indem sie Hoffnungen bauen,  
Tausend Hoffnungen brechen in Stücke,  
Daß sie schwelgen im Trank des Lebens,  
Während in gleicher, entleerender Stunde  
Millionen den Becher des Todes  
Schlafen mit kaltem, erbleichendem Munde.  
Will auch im Jubeldrange die Lust  
Ihnen zersprennen die wogende Brust —  
Es ist ein Staub nur, der sich freut;  
Die Menschheit blutet morgen wie heut.  
Es sind nur Wärmer, die sich sonnen  
In ihren kleinen, kurzen Wonne,  
Indes die Noth umschattet die Welt  
Und Leben um Leben dem Tod verfällt. —  
Trauernd senken die Guten ihr Antlitz,  
Und sie erglänzen in schmerzlicher Scham  
Vor dem strengen, düsteren Weltgesichte.

Das ihnen im Flug der Träume kam.  
Den eignen Glückstern sehr sie erblinden  
In einer Nacht von fremdem Leid;  
In gleicher Sekunde jauchzt ihr Herz —  
Und zittert in weinender Einsamkeit. —

Ach, durch die Seelen der guten Menschen  
Webt ein Seufzer geheimen Wehes,  
Gestt ein Schrei verborgener Schmerzen  
Selbst in den Stunden des höchsten Glückes. —

### Räthsel-Ecke.

Bilder-Räthsel.



Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 5:  
Feßbankette.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Oststr. 14, richten.